

Zeitschrift: Allgemeine schweizerische Militärzeitung = Journal militaire suisse =
Gazetta militare svizzera

Band: 42=62 (1896)

Heft: 28

Artikel: Der Säbel des Infanterie-Offiziers

Autor: Connochy

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-97107>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Kriege erprobt, sondern es erheben sich gegen sie weit gewichtigere Bedenken, wie gegen die Repetiergewehre. Ausser den Fragen des Kostenpunktes und der bei wirklich dringender Veranlassung mit in den Kauf zu nehmenden Störung des kriegsbereiten Zustandes der Ausbildung sind es weit mehr diejenigen der geringeren materiellen Wirkung des einzelnen Schusses der Schnellfeuergeschütze, des Fehlens des Brisanzgranatschusses, sowie des schwierigeren und langsameren Einschiessens auf die richtigen Distanzen, wie die der Gefahr der Munitionsverschwendung oder einer nachteiligen erheblichen Vermehrung der Munitionsfahrzeuge und der Artillerietrains, welche die Bewegungen der Heereskörper erschweren würden, welche jene Bedenken bilden. Hat eine Infanterieabteilung sich verschossen, so findet sie bei ihren Toten und Verwundeten, nötigenfalls bei benachbarten oder rückwärtigen Abteilungen, ganz abgesehen von den Munitionsfahrzeugen, frische Munition. Eine Batterie dagegen, die sich verschossen hat, kann nur von ihren rückwärtigen Staffeln und nur ausnahmsweise von Nachbarbatterien, die ihrer Munition selbst notwendig bedürfen, Munitionersatz hoffen. Die Gefahr des Verschiessens ist daher für die Artillerie eine grössere und von nachteiligeren Folgen begleitete wie für die Infanterie. Allein dieser Gefahr ist durch die in auskömmlicher Masse in den Staffeln, Trains und Kolonnen mitgeführte Munition und durch deren Ersatz und Wirkung vorgebeugt, und sie ist in bedenklichem Masse nur bei einem Schnellfeuergeschütz, wie das französische, vorhanden, wo, wie behauptet wird, nach dem ersten gezielten Schuss sich die übrigen Schüsse automatisch von selbst lösen sollen. (?) Weit mehr die heute erforderliche gesteigerte ballistische Leistung, wie der grössere Munitionsverbrauch der Schnellfeuergeschütze bedingt ein kleineres Kaliber derselben und gestattet dadurch zugleich mehr Munition mitführen zu können. Eine Ausnahme bilden die französischen 12 cm-Haubitzen für besondere Zwecke. Das kleinere Kaliber aber hat, wie erwähnt, den Nachteil der geringeren materiellen Wirkung des einzelnen Schusses, des schwierigeren Einschiessens und des langsameren Ermitteln der Distanz. In diesen wichtigen Punkten sind daher die bisherigen Geschütze den Schnellfeuergeschützen unbedingt überlegen. Es ist richtig, dass eine Schnellfeuergeschützatterie ein feindliches Ziel im entscheidenden Moment bei mit Sicherheit ermittelter Entfernung, und wenn jenes Ziel sich nicht bewegt, mit einer grösseren Anzahl von Geschossen und daher mit vernichtenderer Wirkung zu beschliessen vermag, wie eine langsam feuernde Batterie; allein in dem grossen Artilleriekampfe, der die Einleitung und Vorbereitung des Eingreifens der Hauptwaffe, der Infanterie,

bildet, sind die Schnellfeuergeschützatterien in Bezug auf Schnelligkeit und Sicherheit des Einschiessens gegenüber den bisherigen Batterien im Nachteil und könnten daher leicht von jenen überwältigt werden, bevor sie zur wirksamen Thätigkeit zu gelangen vermögen. Die Sicherheit, gute Wirkung zu erlangen, die diese verbürgen, erscheint daher wichtiger, wie eine zwar gesteigerte, jedoch unsichere Wirkung. Aus diesem Grunde sind die Ansichten über den Wert der Schnellfeuergeschütze bei den deutschen Artilleristen sehr geteilt. Die französische Feldartillerie besitzt dieselben bereits, wie erwähnt, in je zwei 12 cm-Schnellfeuerhaubitzbatterien per Armeekorps und einer Anzahl reitender Schnellfeuerbatterien von 7,5 cm, den ersteren stehen jedoch die deutschen langsamer, jedoch sicherer wirkenden neuen Haubitzbatterien gegenüber.

In Anbetracht aller der Nachteile, die den Schnellfeuergeschützen anhaften, und einer 300 Millionenforderung, die dieselben mindestens bedingen würden, sowie ferner in Anbetracht der durch die Neufestigung des Dreibundes auf längere Zeit hinaus wieder friedlicher gestalteten Lage und der bei den Völkern und hoffentlich auch bei den Regierungen immer mehr zum Durchbruch gelangenden Berücksichtigung des Risikos eines heutigen Krieges, wird die Einführung dieser neuen Waffe von zweifelhaftem Werte in namhaften artilleristischen Kreisen des deutschen Heeres für nicht geboten erachtet. Überdies haben die Heeres- und Marineforderungen in Deutschland wie in den meisten Ländern ein derartiges Mass erreicht, dass nur zweifellose und wesentliche Verbesserungen zu ihrer Erneuerung berechtigen dürften.

Der Säbel des Infanterie-Offiziers.

(Aus dem Englischen von H. M.)

Folgender Artikel des „Journal der indischen Militärgesellschaft“ stammt aus der Feder des Majors Connochy und wurde in Nr. 3283 der englischen „United Service Gazette“ abgedruckt.

Die folgenden Bemerkungen — so schreibt Major Connochy — erheben keinen Anspruch auf Originalität. Dennoch vermute ich, dass sie der Veröffentlichung wert seien, da in einigen kürzlich abgehaltenen Besprechungen über Offizierssäbel — wie mir scheinen will — verschiedene elementare Grundsätze ausser Acht gelassen worden sind. Ich unterbreite meine Anschauungen mit dieser Entschuldigung.

Als der edle Wilde zuerst daran dachte, seinen Feind zu töten, standen ihm — ausser dem Steinschleudern — zwei Tötungsarten zu Gebote: er konnte seinen Gegner mit einer Keule auf den

Kopf schlagen, oder dessen Leib mit einem zugespitzten Stocke durchbohren. Nun ist es klar, dass eine Keule nicht beim dicken, und der Stock nicht beim dünnen Ende angefasst werden. Das ist der erste Anfang der Schlag- und Stosswaffen. Bei den erstern muss der Schwerpunkt am Ende oder nahe daselbst, bei den zweiten unter dem Handgriff liegen. Doch lassen wir die Fortschritte des edlen Wilden in der Fechtkunst bei Seite und kommen wir zu den gegenwärtigen Zeiten und zu den scharfen Waffen.

In der Konstruktion moderner oder vergleichnisweise moderner Waffen lassen sich drei Gattungen unterscheiden: die zwei ersten, schon früher genannten, a) zum Schlagen, b) zum Stossen und c) zum Sägen oder Feilen. Diese drei Gattungen sind nicht immer getrennt von einander zu finden; gewöhnlich befinden sie sich in einer Art von Kombination. Das beste Beispiel zum ersten Prinzipie ist die Axt oder das Beil. Ihre Wirkung hängt ganz von dem direkten Schlag ab und giebt den tiefsten und tödlichsten Schnitt. Das treffendste Beispiel zum zweiten Prinzipie ist das Rapier. Die Säge ist ohne Zweifel die Verkörperung des dritten.

Nun scheint aber die Geschichte zu beweisen, dass schon von den frühesten Zeiten an der Versuch gemacht wurde, die beiden ersten Eigenschaften im Schwert zu vereinigen. Die alten Schwerter sind alle kurz, zweischneidig und enden in einer Spitze. Schon zur Steinzeit war dem so. Dagegen ist der Grad sehr verschieden, bis zu welchem das Hau- und das Stechprinzip verbunden worden sind. So haben wir z. B. im „Kukri“ der Gurkha eine Waffe, welche dem Beil sehr ähnelt. Es ist als ob der Griff des Beiles aus Stahl gemacht, geschärft und zur Spitze des Beiles erweitert worden wäre. Infolge dessen ist der Kukri fast ausschliesslich zum Schlagen zu gebrauchen. Im Gegensatz hiezu war das lange spanische Rapier des Mittelalters, auf beiden Seiten geschärft, eine hauptsächlich zum Stossen bestimmte Waffe, obwohl sie auch zum Schneiden eingerichtet war. — Ein Vertreter des dritten Prinzipes ist der türkische Säbel, mit gebogener, nahezu halbkreisförmiger Klinge. Der Entwurf zu dieser Waffe ist, im Vergleich zu dem der beiden andern, ein wenig komplizierter.

Betrachtet man die Schneide eines Schwertes unter einem starken Mikroskop, so wird man entdecken, dass sie Zähne gleich einer Säge hat, ja dass sie selbst eine Säge ist, obwohl deren Zähne dem unbewaffneten Auge nicht sichtbar sind. Wird deshalb die Schneide eines Schwertes mit einem weicheren Gegenstand in Berührung gebracht und längs desselben fortgezogen, so ist das Resultat hievon — ein Schnitt.

Um nun einen ganz geraden Schlag auszuführen, wäre erforderlich, dass die Waffe vollkommen gerade und der Arm, welcher sie führt, so steif sei, dass beide zusammen einen einzigen Kreisradius bilden. Dieses ist aber nicht der Fall und kann es auch nicht sein. Der Säbel wird zuerst in einem rechten Winkel zum Vorderarm gehalten und durch die Hand bewegt; der Vorderarm ist ebenfalls aufwärts gebogen und bewegt sich beim Ellenbogen; die ganze Bewegung endlich konzentriert sich bei der Schulter. Hieraus erhellt, dass ein schlagender Schnitt, in gewisser Ausdehnung, eine absolute Notwendigkeit ist. Der Mann, welcher zuerst dem Schwerte eine Biegung gab, erkannte das. Er sah, dass eine der Klinge gegebene steigende Kurve ihren Schlag verstärken, weil verlängern und deshalb auch den Schnitt vertiefen werde. Endlich, als die Biegung noch vergrössert wurde, sah man, dass überhaupt nur ein ganz geringer Hieb erforderlich und das Resultat dasselbe sei, als wenn die lange Klinge eines geraden Säbels gebraucht werde.

Kehren wir nun zur Zusammenstellung von Hieb und Stoss zurück! Wir haben gesehen, dass darüber zwei extreme Beispiele existieren, nämlich das Kukri und das lange Rapier. Man stelle sich das Kukri so lang — wir wollen sagen — wie ein Kavalleriesäbel vor. Es wäre gar nicht zu handhaben. Auf der andern Seite vergegenwärtige man sich das Rapier so kurz wie das Kukri. Es gäbe keinen Schlag. Deshalb ist die Länge der Waffe ein Hauptfaktor bei der Kombination. Das Kukri kann wegen seiner Kürze als Hieb-, das Rapier wegen seiner Länge als Stosswaffe verwendet werden.

Es würde zu weit führen, an dieser Stelle der ganzen Entwicklung des Säbels zu folgen. Die Frage, zu welcher wir nun gelangen, ist die: Welche Art Säbel brauchen unsere Infanterieoffiziere?

Zunächst mag es scheinen, eine einfache Hieb- waffe, so wie man sich ihrer in den Fechtschulen bedient, würde genügen, wenn man sie vielleicht etwas fester machte, damit sie andern Hieben und größerem Gebrauch widerstehen kann. Meiner Meinung nach ist dieses unstatthaft und zwar aus folgenden Gründen: 1) ein Hiebsäbel ohne erwähnenswerte Schneiden muss aus stark gehärtetem Stahl gemacht sein, andernfalls krümmt er sich leicht, wenn er aus dem Gegenstand, in den er eingeschlagen, wieder herausgezogen wird. Die Klinge muss, damit minderwertiger Stahl verwendet werden kann, bedeutend dicker gemacht werden, sie ist aber dann unhandlich, weil sie zu schwer wird. Stark gehärteter Stahl ist ausserdem spröde, und von welchem Nutzen wäre nun ein solcher Säbel, dem im Gefechte die Spitze abgebrochen worden

wäre? Von gar keinem! Dennoch wird ein solcher Unfall im Handgemenge zur Wahrscheinlichkeit.

2) Erfordert eine Hieb- und Stosswaffe, nehmen wir an ein Rapier, eine unendliche Sorgfalt der Handhabung. Es ist allerdings wahr, dass ein Stoss mit grosser Schnelligkeit ausgeführt werden kann. Es ist aber auch sehr leicht, ihn zu parieren; selbst ein einfacher Schlag der linken Hand vermag ihn abzulenken. 3) Muss derjenige, welcher das Rapier führt, sehr gewandt sein; fechten ist von allen Übungen, in denen der Offizier Erfahrung haben sollte, die notwendigste. Dennoch ist es ebenso unmöglich, dass ein jeder es darin zur Meisterschaft bringe, wie es auch unmöglich ist, dass jeder Laie ein guter Schütze werde. Wenn aber z. B. ein Mann nicht gerade ins Herz getroffen wird, so hat ein Rapier, (wozu ich den letzten [englischen] Mustersäbel rechne), wenig Aussicht, ihn aufzuhalten.

Würde vielleicht eine einfache Schneidewaffe genügen? Die beste Waffe zum Schneiden allein ist die gekrümmte türkische Klinge, doch bestehen gegen dieselbe starke Einwürfe: 1) Um die ganze Wirkung des schlagenden Schnittes zu erlangen, müsste die Schneide derjenigen eines Rasirmessers gleichkommen, d. h. die Waffe müsste aus dem feinsten gehärteten Stahl gemacht sein. So hergestellt ist sie äusserst spröde. 2) Der Mann muss auch die Waffe zu handhaben verstehen. Dieses kann ihm mehr oder weniger angeboren sein, oder er muss sich die Fähigkeit durch Übung erworben haben. Der Engländer ist nicht dazu geboren. Sein starker Arm liebt den Schlag. Um Übung in der Führung des Krummsäbels zu erlangen und darin Fortschritte zu machen, würde viel mehr Zeit als im gewöhnlichen Fechtunterricht erforderlich sein und überdies wäre die Übung in andern Beziehungen bedeutend weniger nützlich. 3) Für einen Infanterieoffizier ist der Krummsäbel zum Tragen sehr ungeschickt. Man mag ihn tragen wie man will, es ist unvermeidlich, ihn hie und da zwischen die Beine zu bekommen. 4) Ist er zur Aufhaltung eines Schlages ganz untauglich und deshalb unnütz in der europäischen Kriegführung.

Geben wir die Richtigkeit dieser Behauptungen zu, so erscheint eine Zusammenstellung von Hieb- und Stossinstrument als die zweckmässigste. Sie ist aus verschiedenen Gründen ratsam. Ich habe schon erwähnt, dass eine leichte Stosswaffe — falls der Stich nicht mit einer im Kriege unwahrscheinlichen Genauigkeit gegeben wird — einen entschlossenen Gegner nie zurückhalten wird. Es dünkt mir aber, die Erfahrung der Zeiten habe bewiesen, dass die menschliche Natur mit in Betrachtung gezogen werden und der Wahrscheinlichkeit, dass der Impuls in der

Aufregung zum Schlagen antreibe, Rechnung getragen werden müsse.

Ich bitte nun um die Erlaubnis, meine Meinung dahin äussern zu dürfen, dass der neue englische Infanterieoffizierssäbel keine einzige gute Eigenschaft an sich habe. Wenn er auch zur Hälfte oder so etwas geschärft werden kann, so würde doch ein mit ihm ausgeführter Schnitt schwerlich ein Kind ernstlich verletzen. Zum Stossen ist er ungeschickt und zu unhandlich. Viel besser wäre noch zum Stossen allein eine dreikantige, dem alten Bajonett ähnliche Klinge. Auf jeden Fall würde ein solcher Degen niemanden zum Schlagen verleiten, sein Gewicht wäre dabei viel besser verteilt und die Klinge gerade.

Der neue Säbel ist dazu bestimmt gewesen, die zwei Prinzipien, von denen ich sprach, Hieb und Stich, zu vereinen. Das Gewicht war genug nach vorne verlegt, damit der Schwerpunkt sich auf ungefähr zwei Drittel der Klingenlänge befände; die Klinge war zurückgebogen, um die Wirkung des Hiebes zu verstärken, und der ganze Säbel leicht genug, um auch als Stosswaffe verwendet werden zu können. Nichts desto weniger war der Säbel verfehlt. Gut leistete er nichts. Der Schnitt war schwach, der Schlag ungenügend, der Stoss nicht gerade, die Klinge zu wenig scharf. Mit einem Worte, der neue Säbel ist voller Fehler. Bevor ich auf die Beschreibung desjenigen Säbels, welchen ich als den besten betrachte, näher eingehe, möchte ich die Grundsätze, welche dessen Länge bestimmen, etwas ausführlicher erörtern.

Eine Vereinigung von Hieb- und Stosssäbel muss von mittlerer Länge sein. Zu kurz ist sie zwecklos zum Stossen. Sehr lang dagegen ist sie zu schwer und ungeeignet zum Hauen. Ein anderer Punkt ist noch zu beachten. Der Römer brauchte ein kurzes Hieb- und Stossschwert, weil er zum Schutze einen Schild trug. In der modernen Kriegskunst muss der Säbel ebenfalls als Schutz dienen. Nun ist der gegenwärtige Säbel zweifellos von der zu diesem Zwecke erforderlichen Länge. Legen Sie sich in Quartstellung aus, stehen Sie fest auf ihren Füßen und Sie werden finden, dass nur ein geringer Teil des Körpers ungedeckt bleibt. Für Kriegszwecke aber dürfte der Säbel kürzer sein. Kann ein Offizier mit Leichtigkeit die vitalen Teile seines Körpers schützen, so genügt das. Es ist kaum wahrscheinlich, dass ein Feind sich bücken werde um gerade auf seine Füße einzuhaufen, und ein Säbel ist um so besser, je kürzer er ist. Ein Säbel von 27 oder 28 Zoll Klingenlänge (der Handgriff natürlich nicht mit eingerechnet, wäre für alle praktische Zwecke ausreichend. Ein kurzer Säbel wird auch viel leichter und angenehmer

an der Seite getragen. Welches wäre nun das beste Modell? Das alte war, wie ich glaube, fehlerhaft, weil es zu viel erzwecken wollte. Die drei Grundprinzipien von Hieb, Stoss und Säge können unmöglich vollständig in einer Waffe vereinigt werden. Hieb und Säge lassen sich zusammenstellen (wie beim afghanischen Oulwar), oder Hieb und Stoss. Das letztere ist das einzige, war für uns in Betracht kommt, da nebst dem Hieb die Waffe zum Stoss sehr geeignet ist. Es existieren zwei Waffen, welche die beiden Prinzipie vereinigen. Die eine ist die Yatagan Klinge, wenn sie richtig konstruiert ist. In unserer Armee haben wir ein Beispiel davon in dem alten Korporals-Säbelbajonett. Beim Yatagan befindet sich die Spitze in gerader Linie zum Griff, d. h. die Axe des Griffes geht durch die Spitze, weshalb ein gerader Stoss möglich ist. Die abwärts gehende Kurve und die Erweiterung in der Mitte der Klinge geben ihr eine starke Hiebkraft. *) Ein solcher Säbel mit einer breiten, leichten, gut ausgekehrten Klinge würde eine sehr gute Waffe abgeben.

Es ist gut, nach alldem auf eine sehr gute vaterländische englische Waffe zurückzukommen. Eine solche ist der kurze Marinedegen. Von mir aus würde ich jedoch eine Änderung desselben vorschlagen. Die von mir empfohlene Länge (27 Zoll), würde ihn zur Abwendung von Säbel- oder Gewehrstössen geeignet machen. Seine Breite, für welche ich nicht weniger als $1\frac{1}{2}$ Zoll bis auf kurze Entfernung von der Spitze annehmen möchte, würde ihm eine herrliche Schlagkraft verleihen. Der Rücken der Klinge ist vollkommen gerade und das Ende in einer Kurve zu demselben zurückgebogen. Das Rückende breit, die Klinge wohl ausgekehrt und nicht aus zu feinem Stahl gemacht, die Axe des Handgriffes durch die Spitze gehend. Das Heft soll geräumig sein, der Korb sich nach aussen weiten, um der Hand im Mittelpunkt einen festen Halt zu bieten. Der Griff sollte mit rauhem Leder oder Fischhaut überzogen sein. Ein solcher Degen wäre nicht für den Fecht-raum, obwohl ein geübter Mann auch dort seine Ordonnanzwaffe gebrauchen kann, bestimmt; der Offizier aber, der einen solchen Degen an der Seite trägt, wird sicher fühlen, dass er etwas bei sich hat, auf das er sich verlassen kann. Über das Gewicht eines solchen Degens kann nur ein Säbelmacher genaue Angaben machen. Viel hängt vom verwendeten Stahle ab, aber der neue Degen würde kaum schwerer werden, als der nach der alten Form gefertigte, den die meisten von uns zu tragen verurteilt sind; da-

*) Auch die Schneidekraft ist bei scharf geschliffenem Yatagan eine furchtbare und macht ihn bekanntlich sehr geeignet zum Kopfab schneiden.

D. R.

gegen wäre er bedeutend angenehmer und bequemer zu tragen und zu gebrauchen. Ich bin ferner ausser Zweifel, dass jeder Säbelmacher erklären wird, ein solcher Degen sei leichter zu erstellen, als einer vom letzten oder vorletzten Modell. Deshalb kann mein Vorschlag schwerlich als revolutionär bezeichnet werden.

Etwas sollte auf jeden Fall für den Offizierssäbel gethan werden. Der jetzige ist weder eine schöne noch zweckmässige Waffe. Revolver fehlen immer in kritischen Augenblicken (besonders wenn man vernachlässigt, den Drücker nach dem ersten Schusse loszulassen) und es ist deshalb gut, wenn man mit einem gewissen Grade von Vertrauen sich noch auf eine andere Waffe verlassen kann. *)

Etat der Offiziere des schweizerischen Bundesheeres. Ausgabe 1896. Verlag: Art. Institut Orell Füssli in Zürich. Preis Fr. 2. 50.

(Einges.) Diese neue Auflage des Etats der schweiz. Offiziere ist, wie die frühern Auflagen, aufs zweckmässigste eingerichtet. Der Etat ist nachgeführt auf den Bestand des Offizierskorps per 1. April 1896 und stützt sich auf die Verzeichnisse des eidg. Militärdepartements. Es ist nicht zu zweifeln, dass der Etat sich immer mehr einleben wird, denn er ist ein bequemes und genaues Nachschlagebuch und als solches den militärischen Kreisen sozusagen unentbehrlich. Wir empfehlen es angelegentlich.

Die Kriegsartikel. Besprechung und Erläuterung derselben, nebst einer Anleitung für den Unterricht. Von S. K., Hauptmann und Kompagniechef. Berlin, Verlag der Liebel-schen Buchhandlung. Preis Fr. 1. 25.

Die vorliegende Arbeit bietet einen nützlichen Behelf für die Instruktion. Sie soll den jungen Offizier veranlassen, über die Art der Unterrichts-erteilung nachzudenken und den Gegenstand in der den Leuten am ehesten verständlichen Weise vorzutragen. Der Verfasser ist der Ansicht (und wir teilen diese), dass, wenn der Mann zum Nachdenken erzogen werden solle, so dürfe der Offizier nicht allein vortragen, sondern er müsse den Vortrag mit passenden Fragen vermischen und den Mann darauf führen, dass er eine pas-

*) In dem Artikel dürfte sich einiges befinden, welches für die Beurteilung unseres viel zu schweren Offizierssäbels von Wichtigkeit ist. Der vom Verfasser vorgeschlagene Marine-Degen würde sich besonders für die Bewaffnung der Truppen am Gotthard und St. Maurice eignen. Der jetzige Schleppsäbel ist beim Bergsteigen ungemein unbequem und beschwerlich. Dass aber der Offizier (ausser dem Revolver) einer blanken Handwaffe bedürfe, braucht für den Militär keines Beweises.

D. R.